



Bitte den Rücken gerade halten und lächeln: zum Kellnerderby 2013 in Berlin S. 22

## Leipziger Allerlei

**Stadtporträt** Das Gericht hat Tradition, doch die Stadt, nach der es benannt ist, erfindet sich immer wieder neu. Junge Kreative zieht es nach Leipzig. Was sagen die Einheimischen dazu? **S. 23**

**Alltagskommentar**  
Felix Werdermann

### Tchibo und die „18“: Brauchen wir heute noch Geheimcodes?

**D**eutsche, kauft deutschen Kaffee! Oder zumindest bei Tchibo. Das Hamburger Unternehmen verkauft inzwischen schließlich allerlei Dinge, jetzt auch für den alltäglichen Neonazi-Bedarf. Im Angebot gibt es Sportschuhe für 24,95 Euro, mit der Aufschrift: „18“. Die Designer werden sich dabei wenig gedacht haben, die Näherinnen in Südostasien noch weniger. Aber Neonazis wissen: Der erste Buchstabe im Alphabet ist das A, der achte das H – die Initialen von Adolf Hitler.

Das Anti-Nazi-Blog *publikative.org* hat sofort reagiert und das Sportschuh-Angebot bei Facebook gepostet, seitdem verbreitet sich die Nachricht im Netz. Hätte Tchibo nicht aus der Vergangenheit lernen können? Vor wenigen Jahren bewarb der Konzern seine Kaffeesorten mit dem Slogan „Jedem den Seinen“, über dem KZ Buchenwald prangte einst der Spruch „Jedem das Seine“. Tchibo stoppte die Werbung. Heute ist es komplizierter. Denn die „18“ ist ein Geheimcode, den nur versteht, wer der rechten Szene angehört – oder sich intensiver mit ihr beschäftigt.

Antifa-Aktivisten mögen es interessant finden, sich in Broschüren ausführlich über Dresscode, Zeichen und Symbole der Nazis zu informieren. Sie mögen es lustig finden, die Rechts-extremen auf der Straße zu identifizieren, indem sie ihre Codes entschlüsseln, und dann auszulachen, anzupöbeln oder auch zu verknöpfen. In Wirklichkeit sind Geheimcodes eine bedeutsame Errungenschaft für eine freie Gesellschaft – gerade in Zeiten von Prism und Tempora. Sie bieten Minderheiten Schutz vor Verfolgung durch Staat und Mehrheitsgesellschaft.

Die wirklich geheimen Symbole von heute sind – natürlich geheim. Daher lohnt ein Blick in die Geschichte: Die Urchristen, im Römischen Reich anfangs verfolgt, verwendeten einen Fisch als ihr Symbol. Treffpunkte in den Katakomben von Rom wurden so markiert, auch zeigten die Christen in ihren Wohnungen oft Bilder von Fischen. Glaubensgeschwistern konnte das auffallen, andere dachten sich nichts dabei.

Auch in der Nazizeit gab es Geheim-symbole wie „O5“ für den österreichischen Widerstand. Dieser Code wurde zwar an Wände gemalt, er war aber viel zu bekannt, als dass konspirative Gruppen ihn zur Wiedererkennung hätten nutzen können. Und heute? Sind nur halb-geheime Symbole bekannt. Linke haben ihren rot-schwarzen Stern, militante Tierfreunde ihr Vegan-Zeichen. So lassen sich Gleichgesinnte entdecken, die für andere unsichtbar bleiben. Und wer es ganz konspirativ haben will, hatte früher Klopffzeichen – und heute die E-Mail-Verschlüsselung.

#### » Netz Schau

##### Mein Kind, mein Projekt

Einschulung, Kindergeburtstag, Abi: *Doris Brandt* ist genervt vom Eventcharakter, den solche Feiern zunehmend annehmen. Zu den Einladungskarten „erhält jeder Party-Gast... einen kleinen Beutel exklusiv bedruckter Schokolinsen mit der Aufschrift „Mia-Lotta wird 7“. Auch die Sprache ökonomisiert sich: „Slot, Projekt, Agenda und Co.“ umschreiben heute die Erziehung. *Rupert Rauch* findet, der Aufwand entstehe „daraus, dass man dem Kind eine Freude machen will.“ Mehr auf [freitag.de/kinderevents](http://freitag.de/kinderevents)

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)





# „Ich werde gefragt: Bist du noch einer von uns?“

Leipzig wird als das wahre neue Berlin umjubelt. Ist die Stadt wirklich so weltoffen? Sechs Ansichten von Kreativen

■ Tobias Prüwer

**M**an redet also wieder mal von Leipzig. Da müsse man jetzt hin. „Wie Berlin, nur besser“, lobt der Spiegel. „Vergesst Prenzlberg!“, jubiliert die FAZ. Sogar der französische *Nouvel Observateur* schwärmt vom „alternativen Traum“, nur einen Katzensprung von der Hauptstadt entfernt. Schon droht ein Graffiti am Leipziger Hauptbahnhof: „Schwaben, geht zurück nach Berlin“. Aber ist es wirklich das vermeintliche Paradies für junge Kreative?

An bestimmten Orten könnte Leipzig auf den ersten Blick auch irgendeine westdeutsche Großstadt sein. H&M und Body-Shop, Fischstäbchen- und Burger-Läden siedeln in den besten Lagen der City, den Stadtrand säumen Plattenbauten. Nur wenn man durch die Straßen läuft, sieht man: Leipzig ist weißer als andere, nur acht Prozent seiner Bürger sind Migranten. Dennoch wettern auch hier Anwohner gegen Flüchtlinge, im Ortsteil Wahren fürchten sie um ihre „Wohnqualität“.

Als gebürtiger Erfurter wollte ich gerade nicht im Osten studieren. Aber München und Eichstätt waren keine Option, dafür die links-alternative Szene und günstiger Wohnraum – Journalistik als Nebenfach boten nur die drei Hochschulen. Zudem: viel Grün, kurze Wege und eine Seenplatte um die Ecke. Bereut habe ich noch nie, dass ich 2000 nach Leipzig gegangen bin.

Doch die Vehemenz, mit der meine Stadt hochgejazzt wird, verwundert – und nervt mich. Partys konnten wir auch vorher feiern, was wollen die jetzt alle mit ihren Stoffbeuteln in Plagwitz? Auch wenn die Stadt einem von außen als große Spielwiese erscheint, man sollte sie nicht so verklären. Der günstige Mietspiegel nimmt rapide ab, die hohe Arbeitslosigkeit nur wenig. Jenseits von „Hypezig“ fürchten die meisten Bewohner, von dem Zuzug des Projekt-Prekariats überrollt zu werden. Sie sind die Vorbote der Ökonomisierung, die Einzug halten wird, so wie sie seit einigen Jahren im Westen der Stadt, in Plagwitz, in Gang ist. Längst zeigt sich hinter der Coolness ein Kiezfaschismus – die angebliche Milieuschutz-Mentalität bringt immer mehr Ressentiments hervor.

Als ich neulich mal auf einer Party war, wurde auch ich gefragt: Bist du aus dem Süden oder Westen? Es klang wie: Bist du noch einer von uns?

Leipzig ist wirtschaftlich schwach und lebt von sozialen Gegensätzen – die Stadt steht mitten in einem Transformationsprozess, von dem noch nicht klar ist, wohin er führt. Sie wird von Menschen geprägt, die auf der Suche nach Nischen sind, eigenen Lebenswelten. Verschiedene Weltanschauungen prallen aufeinander, sich ewig ostdeutsch Fühlende stehen Alt-, Neu- und Teilzeit-Leipzigern gegenüber. Manche meinen, sie seien „damals nicht um den Ring gelatscht“ – haben also nicht an den Montagsdemos teilgenommen –, damit nun jeder anstellen kann, was er will. Dieses flache Argument kommt immer wieder, ob es um kaputte Straßen geht, den Autoverkehr oder linke Demos.

Ist Leipzig nun also der Ort, an dem man sein muss? Oder wo man bald wegsollte? Fünf weitere Perspektiven:



Leipzig ist eine Bürgerstadt. Sie wird nicht von oben regiert, sondern erfindet sich immer wieder neu. Zoo oder Gewandhaus: Die Bürger haben sich alles selbst geschaffen im Gegensatz zur Residenzstadt Dresden. Aber dieses Leipziger Tafelsilber wird nicht mehr genug geachtet. Kultur hat sich der Leipziger nie nur geleistet, damit sie Gewinn abwirft. Ob Technoclub Distillery, Kulturfabrik Werk II oder Spinnerie: Die Initiativen kamen von Bürgern. Wenn die Erfolg haben, hängt sich die Stadtpolitik dran. Eigene

Sachen fährt sie oft vor den Baum. Warum hat sie nicht um die Games Convention gekämpft? Dafür ist der City-Tunnel völliger Quatsch, falls er jemals fertig wird.

Was die Stadt liebenswert macht, ist die Feierkultur, immer wieder entsteht etwas aus dem Spaß heraus. Das Badenwannenrennen vor einem Monument wie dem Völkerschlachtdenkmal wäre woanders nicht denkbar. Der Leipziger macht sein Ding, will sich nicht vereinnahmen lassen. Als wir 1993 unseren Pub eröffneten, gab es am Sütplatz nur die Mutter aller Szenekneipen, die „Nato“. Dass sich das Viertel zum Hotspot entwickelt, haben wir

**„Günstig und chaotisch – so habe ich Leipzig oft erlebt“, sagt Sängerin Alin Coen**

nicht geahnt. Zum Glück wurden die Sperrzeiten nach hinten verlegt – das war wesentlich für Leipzigs Entwicklung als Szenestadt. Die Berlinvergleiche ergeben für mich keinen Sinn. Wer sich für die Stadt entscheidet, macht das von sich aus.

Und tut es nicht gegen Berlin. Leipzig ist eine Großstadt mit dörflichem Charakter. Du triffst immer wieder Leute, die du kennst. Die Szene wandert, gestern der Süden, nun der Westen. Aber dieses Kreisen ist nicht neu. Leipzig wird sich weiterentwickeln, ganz unabhängig davon, wer gerade im Rathaus regiert.

**Gabriele Smole**, Jahrgang 1952, Gründerin und jahrelang Inhaberin des Südvorstadt-Pubs Killi Willy



Ich begrüße die positive Stimmung um Leipzig. Sie schafft Aufmerksamkeit, und die ist wichtig, gerade wenn die Wirklichkeit anders aussieht. Nur wenige

fragen allerdings, was dahintersteckt. Warum können Künstler aus Hamburg hier günstig wohnen? Weil Häuser leer stehen, um die sich niemand kümmert, weil es sich niemand leisten kann oder der Markt kein Interesse hat. Für die Künstler ist das toll, aber es zeigt die angespannte wirtschaftliche Lage der Stadt. Firmen ziehen sich zurück oder unterhalten nur noch kleine Dependancen, es fehlen große Unternehmen. Es ist schwierig, gute Mitarbeiter zu finden, nicht nur für unser Architekturbüro. Man braucht sich nur mal die wenigen verbleibenden Destinationen des Flughafens anschauen. Auch kulturell herrscht Stillstand. Die Oper Leipzig war in den 1990ern zweimal Opernhaus des Jahres. Heute ist sie konzeptlos, nicht mehr innovativ und stattdessen von Personal- und Budgetquerelen bestimmt. Unser Bildermuseum hat weniger als 200.000 Besucher pro Jahr, das Schauspiel liegt brach. Immerhin gibt es noch das Gewandhaus und das Bach-Fest.

Häufig werden aus der Not geborene Ideen wie die Stadthäuser gelobt. Weil es keine Investoren für Geschosswohnungsbau gab, verkaufte man gründerzeitliche Grundstücke an Leute, die ein Haus im Grünen suchen und trotzdem mittendrin sein wollten. Man kann in Vierteln wie Connewitz gewachsene Strukturen durch diese Einfamilienhäuser kaputtgehen sehen. Wer flaniert schon gern an Garagentoren vorbei? Ein befreundeter Architekturkritiker hat Stadthäuser als asozial bezeichnet, weil sie der Stadt die Rückseite zeigen. Und in zwanzig Jahren sind die Be-



Grün, modern, historisch: Der Universitätsturm steht neben dem Neuen Rathaus

FOTO: DRAGHICHI/FOTOLIA; PORTRÄTS: STEFFEN JUNGHANS, MICHAEL SCHIDLACK, PRESSE

gemeinsamen Interessen treffen und uns unserer Musik widmen. Doch was die Musikszene angeht, gab es nie so ein Annähern, keinen Austausch wie in der bildenden Kunst. Mit dem Proberaum haben wir Glück gehabt, mit Einschränkungen. Wir teilen den akustisch mit Künstlern. Wenn man erst ab 18 Uhr spielen darf, weil die anderen sich davor gestört fühlen, ist das schwierig. Günstig und chaotisch, so habe ich Leipzig oft erlebt. Es ist viel Energie da, aber die meisten machen ihre Sachen nebenbei. Und können nicht davon leben. Viele Leute sind einfach arm.

Im Umsonstladen wurde mir das deutlich vor Augen geführt. Ich hatte in dem linken Zentrum Hippies oder Punks erwartet. Und da waren lauter Bedürftige, einer schien obdachlos, eine türkische Mutter war mit ihren Kindern da. Da beschlossen wir, im September ein Benefizkonzert für den Laden zu machen, weil er wichtig ist.

Ich persönlich dachte, hier schneller Freundschaften schließen zu können. Auch meine Suche nach einem Street-Dance-Kurs blieb erfolglos. So bin ich zur Tanzstunde nach Berlin gefahren. Ich war viel unterwegs, aber die Durchlässigkeit mancher Cliques wirkte nicht sehr hoch. Vielleicht lag's auch an mir. Ich habe mit Leipzig auch gefremdelt, weil ich so oft erkannt wurde bei Veranstaltungen oder auf offener Straße. Die Band fühlt sich glücklich in Leipzig – ich selber mache jetzt gerade für drei Monate ein Praktikum des Lebens in Berlin, mit richtig vielen langjährigen Freunden.

**Alin Coen**, Jahrgang 1982, Musikerin und Sängerin der Alin Coen Band



Auswärtige sind von der Stadt viel begeisterter als die Leipziger. Diese Euphorie hat vor allem viel mit der Vergangenheit zu tun. Um es aufzuzählen: Buch-

und Messestadt, Landschaftsparks und Grünräume, Pionierstadt des sozialen Wohnungsbaus. Aber das macht uns heute nicht großbürgerlich. „Prekär und sexy“, muss man wohl eher sagen.

Ich kenne hier viele, die von ihrer Arbeit recht miserabel leben können – in Berlin ist die Lage allerdings noch schlechter. Die Arbeitsbeurteilung funktioniert in Leipzig besser, weil es noch überschaubarere Strukturen gibt, was Möglichkeiten zur Zusammenarbeit und gegenseitigen Unterstützung betrifft. Und als eine so günstige Stadt empfinde ich Leipzig nun auch nicht, bedenkt man die geringen Gehälter. Die Arbeitslosenzahlen sinken, aber viele entstehende Jobs sind Zuzahlerjobs, sie bleiben prekär.

Ich fühle trotzdem etwas Verlässliches hier, ein positives Grundgefühl. Warum man Leipzig von außen als so kreativ ansieht, wundert mich. Die kulturelle Entwicklung empfinde ich eher als konservativ. Eine aufgeschlossene Bürgerschaft ist es eher nicht. In der Urbanistikforschung dient Leipzig oft als Modell, aber wenn Dinge von woanders zu uns strömen, bleibt man freundlich reserviert. Es gibt so eine gewisse Selbstgefälligkeit in der Kunst. Man ruht sich auf dem Image der Bach-Stadt aus. Mir fehlen Großzügigkeit und Neugierde. Der Horizont der meisten Menschen geht leider nicht bis nach Ghana oder Kongo, sondern endet in Mecklenburg und Hessen.

Angenehm finde ich die innovative Stadtverwaltung, die in den Bereichen Stadtentwicklung und Gewässer- und Grünraumentwicklung einiges getan hat. Die historischen Pfründe wurden für eine lebenswerte Stadt eingesetzt. So lebe ich in einer bewusst gestalteten grünen Stadt.

**Michael Berninger**, Jahrgang 1962, Inhaber der Agentur Kulturträger und Mitglied im Stiftungsrat von „Bürger für Leipzig“

Protokolle: Tobias Prüwer

sitzer in einem Alter, in dem sie keine Lust mehr haben, über drei Etagen zu wohnen. Dann wollen alle auf einen Schlag ihre Häuser loswerden, was zu Preisverfall führen wird.

Beruflich kommt man in Leipzig schnell an die Grenzen. Ich war als Architekt am Ende nur noch unterwegs, wenn die größeren Projekte auch außerhalb Sachsens stattfanden. Und wenn es mal welche in Leipzig gibt, sitzen die Entscheider woanders.

**Steffen Kühn**, Jahrgang 1969, Architekt, nach 25-jähriger Tätigkeit in Leipzig 2012 nach Berlin gezogen



Von dem Hype bekomme ich gar nichts mit. Natürlich, ich sehe die Schlagzeilen, aber die sind mir egal. Für mich verbieten sich einfach sämtliche

Vergleiche. Es ist hier in Leipzig nach wie vor spannender als in Berlin, es gibt hier diese hektischen Menschen nicht, die ich in meinen drei Jahren an der Spree erlebt habe. Im Grunde steht Leipzig an der Kippe zur Großstadt, ist aber keine richtige. Wir haben hier dieselben Kulturangebote, wenn auch nicht so viele konkurrierende an einem Abend.

Wenn andere Menschen unsere Stadt anpreisen, stört mich das natürlich nicht. Ich suche ja selbst als Comic-Zeichner nach Orten oder Dingen, anhand derer ich das Reizvolle der Stadt hervorkehren kann.

Gerade sitze ich an einem Kurzfilm zur Völkerschlacht. Als freiberuflicher Künstler fühle ich mich in der Stadt wirtschaftlich recht sicher. Anfangs hatte ich ja nur für Bands in Hamburg oder anderswo gearbeitet. Inzwischen sind es überwiegend hiesige Auftraggeber, auch wenn ich da manchmal mit weniger Honorar kalkulieren muss.

Dafür ist es verbindlicher. Man kennt die Leute nach einer Weile, die ständigen seltsamen Personalwechsel, die ich aus Hamburg kenne, gibt es hier nicht. Da ruft man nach einem halben Jahr in einer Agentur an und die gesamte Mannschaft ist ausgewechselt. Hier läuft das nachhaltiger. Anders kann ein Unternehmen auch nicht richtig funktionieren. Ich empfinde die Entwicklung in der Stadt nicht mehr als so rasant wie in der Nachwendzeit, und doch passiert immer etwas. Der Rhythmus liegt mir, die Seele kann ihm folgen. *So don't believe the hype.*

**Schwarwel**, Jahrgang 1968, Comiczeichner, Illustrator, Filmemacher und Schöpfer des Antihelden Schweinevogel



Ich habe die Stadt super gemocht, als ich vor einer Weile nach Leipzig zog. Sie riecht sehr gut, zumindest, wenn sich der scharfe Bärlauchduft verflüchtigt hat. Wir hatten als Band 2011 das Gefühl, mal aus Weimar rauszumüssen. In Leipzig wollten wir Leute mit